

Astrid Dauster/Walter Meili

OPFERKIND

Ich habe die Hölle überlebt, weil ich an den Himmel glaubte

SCM

Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Dies ist eine wahre Geschichte. Orte und Namen von Personen wurden zum Schutz der Persönlichkeitsrechte geändert.



© 2020 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006
SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH Witten/Holzgerlingen.
Weiter wurde verwendet:
Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift
© 1980 Katholische Bibelanstalt, Stuttgart (EÜ).

Lektorat: Christina Bachmann
Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.grafikbuero-sonnhueter.de
Titelbild: Shutterstock.com: Alexandra Lande, tanleimages, frankie's
Autorenfoto Astrid Dauster: Dörte Süberkrüb
Autorenfoto Walter Meili: Photo Basilisk
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-5951-7
Bestell-Nr. 395.951

INHALT

Vorwort von Astrid Dauster	9
Vorwort von Walter Meili	13
AUFTAKT: DAS ERINNERN BEGINNT 1996	17
Irgendetwas muss vor Jahren geschehen sein	18
Die Stahltür zu meinem Unterbewussten öffnet sich	28
MEINE SCHRECKLICHE KINDHEIT 1955 – 1969	37
Spirale des Missbrauchs	38
Das Gute und das Böse	57
<i>Gespräch mit dem Schäfer über die Angst vor dem Bösen</i>	68
<i>Gespräch mit dem Schäfer über Glaube,</i> <i>Zufall und die Botschaft</i>	83
Qualen	96
<i>Gespräch mit dem Schäfer über Gut und Böse</i>	98
<i>Gespräch mit dem Schäfer über die Lebensaufgabe</i> <i>und die Liebe Gottes zu den Menschen</i>	112
<i>Gespräch mit dem Schäfer, als ich nicht mehr stark sein wollte</i> ...	120
<i>Gespräch mit dem Schutzengel über den Tod</i>	124
<i>Gespräch mit dem Schäfer über das Glauben</i>	133
Zusammengeflickt	134
<i>Gespräch mit dem Schutzengel über Gestalt und Wesen Gottes</i>	150
<i>Gespräch mit dem Schäfer über Licht und Wahrheit</i>	157
Psychoterror	158
<i>Gespräch mit dem Schäfer über Glück</i>	169
<i>Gespräch mit dem Schäfer darüber, wer Schuld hat</i>	174
Dem Teufel verschrieben	175
Nachtrag zu meinen Erinnerungen	199

MEINE LEEREN JAHRE 1969 – 1996	203
Belastet	204
Harte Arbeit	232
<i>Gespräch mit dem Schäfer über das Vergessen</i>	238
Sterben	250
<i>Gespräch mit dem Schäfer über weiße und gefleckte Schafe</i>	255
<i>Gespräch mit dem Schäfer und die Erkenntnis,</i> <i>wer er wirklich ist</i>	261
Erwacht im Vergessen	272
Bedrohtes Leben	299
<i>Gespräch mit dem Schutzengel über den Zeitpunkt</i> <i>des Sterbens</i>	307
Zwischendasein	323
 VOM VERGESSEN ZUM ERINNERN 1996 – HEUTE	 329
Der Schmerz kehrt zurück	330
Verändert durch die Erinnerung	346
Eingehüllt in Gottes Liebe	363
»Du sollst Zeugnis geben!«	386
 AUSBLICK: MEINE AUFGABE	
Schlüsselgedanken	396
Mein Auftrag heute	402
Anmerkungen	405

IRGENDETWAS MUSS VOR JAHREN GESCHEHEN SEIN

Ich wurde 1955 als zweites Kind und älteste Tochter im Westen Deutschlands geboren. Nach mir kamen noch mehrere Geschwister zur Welt. Mein Vater starb nach langer schwerer Krankheit im Jahr 1969. Nach seinem Tod unterstützte ich meine Mutter auf jede nur erdenkliche Weise. 1969 verließ ich nach der achten Klasse die Volksschule und besuchte zwei Jahre die Wirtschaftsschule, die ich 1971 erfolgreich mit der mittleren Reife abschloss. Im Sommer 1971 begann meine Arbeit als Angestellte in der Buchhaltung eines Großhandelsbetriebes.

Das war alles, was ich noch von meiner Kindheit wusste, hätte man mich danach gefragt. Mir kam nicht in den Sinn, dass ich noch wesentlich mehr hätte wissen müssen. In meinem Heimatdorf fragte mich niemand nach meiner Kindheit – sie wussten zum größten Teil alles über mein Leben, auch das, was ich nicht mehr wusste. Sie wussten, dass ich mein Gedächtnis verloren hatte.

In meiner Herkunftsfamilie wurde nach seinem Tod nicht mehr von unserem Vater oder über ihn gesprochen. Nach und nach verschwand alles, was in irgendeiner Weise an ihn hätte erinnern können: Fotos, seine persönlichen Sachen, einfach alles, was mit ihm

zusammenhing. Erst seit Ende 1996 ist mir bewusst, wie »unnormale« das war. Damals war es so, wie es war. Ich habe die Frage nach dem Warum nie gestellt. Auch im Dorf wurde nicht mehr über ihn gesprochen, zumindest nicht in Gegenwart von

mir oder einem anderen Mitglied meiner Familie. Es war, als hätte er nie existiert.

**In meinem Heimatdorf
wussten alle, dass ich mein
Gedächtnis verloren hatte.**

Mein Vater war tot, gestorben nach einem längeren schweren Krebsleiden. Das waren mein Wissen und meine Erinnerung an ihn.

Nach seinem Tod musste ich alles vergessen, was mir in den ersten 13 Jahren meines Lebens von ihm und von anderen Menschen angetan wurde. Ich musste und durfte alles vergessen. Der totale Gedächtnisverlust 1969 war meine einzige Chance zum Leben und Überleben. Kurz vor dem Wahnsinnigwerden nahm mein Unterbewusstsein die Hölle meiner ersten 13 Lebensjahre auf und verschloss sie hinter einer massiven Stahltür. Diese Tür war ein Schutz vor mir selbst und vor den Menschen, die mich nach dem Tod meines Vaters töten wollten. Eine Tür, die sich erst 27 Jahre später wieder öffnen würde, um mir meine Erinnerungen an mein fehlendes Leben zurückzugeben.

Bis zum Zeitpunkt meiner Erinnerungen 1996 führte ich ein Leben, das man wahrscheinlich als normal bezeichnen würde:

- 1978 Heirat, 1979 Umzug in ein anderes Bundesland, in dem ich heute noch lebe.
- 1980 Geburt meines Sohnes, sechs Jahre später die Geburt meiner Tochter.
- 1992 Rückkehr ins Berufsleben als Verwaltungsangestellte im kirchlichen Bereich.

Auch die Erinnerungen von 1969 bis 1978 waren mehr als dürftig. Bis 1978 lebte ich weiterhin in meinem Elternhaus, in dem ich so oft gequält worden war. Ich lebte im Dorf, in dem meine anderen Peiniger ebenfalls noch lebten und war ihren ständigen »Prüfungen« ausgesetzt – ob ich noch immer mein Gedächtnis verloren hatte oder mich wieder an alles erinnerte und mit diesem Wissen nun dafür sorgte, dass sie alle ihre gerechte Strafe erhielten. Sie lebten in ständiger Angst, dass ich mich an die Polizei wenden und sie

vor Gericht bringen könnte. Diese Angst war unbegründet – ich wusste nichts mehr und begegnete meinen damaligen Peinigern wie allen anderen Menschen auch. Ich erkannte sie nicht mehr als die Menschen, die mich gequält, verletzt und missbraucht hatten. Bis 1996, dem Beginn meiner Erinnerungen, stand ich diesen Menschen ohne Vorbehalt gegenüber.

Mein Leben bestand darin, dass ich meine Mutter zu Hause unterstützte, ab 1971 beruflich tätig war und mich in der Ortsgruppe einer Hilfsorganisation ehrenamtlich engagierte. Dadurch war ich im Dorf selbst relativ wenig »sichtbar«. Ich hatte keinen festen Freund wie meine gleichaltrigen Freundinnen, wenig Lust auf Discobesuche, Fun und Action oder Kneipen. War ich doch einmal mit Freunden unterwegs, fühlte ich mich oft wie das berühmte Mauerblümchen. Ich konnte und wollte keine oberflächlichen Freundschaften eingehen und für mich war das nicht weiter tragisch. Würde mir »der Richtige« begegnen, wäre alles anders, so glaubte ich. Jahre nach meinem Wegzug erfuhr ich, dass ich Menschen, die mich liebten, im Schmerz der Enttäuschung zurückließ. Menschen, die für mich sehr gute Freunde waren und in ihrer Liebe nicht ungeduldig waren. Ich erkannte das damals nicht, was gut so war, weil mein Weg ein anderer sein sollte.

Viele Fragen ohne Antwort

Dennoch war ich oft einsam, fühlte mich allein und sehnte mich nach einem Menschen, mit dem ich reden konnte, der mich einfach nur in die Arme nahm, ohne gleich auf die Idee zu kommen, »mehr« zu wollen. Ich verstand selbst nicht, wieso ich nicht so war wie meine Freundinnen oder Klassenkameradinnen. Sie waren so locker im Umgang mit den Jungs und kamen immer schnell mit ihnen ins Gespräch. Für mich waren solche oberflächlichen Gespräche nichts.

Aber wenn ich dann überlegte, worüber ich mich gerne mit jemandem unterhalten hätte, musste ich passen. Ich wusste es nicht! Es musste doch etwas geben, worüber ich sprechen konnte. Ich spürte, dass es in mir sehr viel »Wichtiges« gab, ich fand aber keine Worte dafür. Alles, was so wichtig war, war noch nicht wieder in mein Bewusstsein zurückgekehrt. Es war eine fatale Situation: Einerseits widerstrebte es mir, mit tausend Worten nichts zu sagen. Andererseits konnte ich die tausend Dinge, über die ich sprechen wollte, nicht in Worte fassen.

Durch meinen Beruf und das ehrenamtliche Engagement vergaß ich jedoch auch diesen Mangel. Ich hatte mittlerweile gelernt, Gespräche zu führen – entweder auf der oberflächlichen Berufsebene oder über meine Arbeit in der Hilfsorganisation. Da ging es um fachliche Themen. Durch entsprechende Aus- und Fortbildungen war ich bereits als 18-Jährige Erste-Hilfe-Ausbilderin und leitete Kurse. Nach einer Ausbildung zur Schwesternhelferin arbeitete ich außerdem ehrenamtlich im Krankenhaus und in einer Nervenklinik. Über diese ehrenamtliche Tätigkeit lernte ich auch meinen späteren Mann näher kennen und lieben.

Doch unterschwellig hatte ich damals hin und wieder das Gefühl, dass irgendetwas mit mir nicht in Ordnung war. Im April 1974 schrieb ich in mein Tagebuch:

Irgendetwas muss vor Jahren geschehen sein; irgendein Ereignis, das ich in mein Unterbewusstsein zurückgedrängt habe, ist schuld daran, dass ...

Wie oft habe ich schon geforscht, aber es ist, als ob ich mich im Kreise bewege, mein Unterbewusstsein sträubt sich dagegen, sein Geheimnis preiszugeben – aber ich gebe den Kampf nicht auf, denn um glücklich zu werden, muss ich eine Antwort finden.

Meine Tagebücher hatte ich – bis auf die aus den Jahren 1973 und 1974 – irgendwann vernichtet. Als 1996 meine Erinnerungen wiederkehrten, fand ich auch diese Einträge, ebenso wie meine Gedichte aus diesen Jahren! Einfach so? Im Mai 1974 schrieb ich:

*Wo liegt, o Gott, der Sinn der Welt?
Welche Aufgabe zu lösen ist mir gestellt?
Warum bin ich in diese Welt geboren,
in der ich glaube mich verloren!
Was ist, sage mir, denn nur geschehn,
dass ich mich selbst nicht kann verstehn,
dass mir so sinnlos ist mein Dasein,
mich flüchten lässt in Einsamkeit – Alleinsein.*

*Ich kann es nicht ertragen, die Antwort nicht zu finden.
Was ist mein Schicksal?
Was muss ich überwinden,
um frei zu werden, zu mir selbst zu finden?*

*Wie viele Menschen sind glücklich – leben heute so wie morgen,
warum, so frag ich mich, kann ich es nicht sein?
Millionen vergessen ihre Sorgen, um nur noch ich zu sein;
warum, so frag ich mich – gibt es dies Leben nicht für mich?*

*Die Antwort, ja, kannst, o Gott, auch du nicht geben.
Sie zu suchen – ist das mein Leben?*

Ein anderes Gedicht schrieb ich im Dezember 1973:

*O Gott, wie drückt die Bürde schwer, die du mir hast gegeben.
Doch sterben darf nur der, der nicht versteht zu lösen*

*die Aufgabe, die ihm das Leben stellt.
Den einen trifft es früh, den anderen spät,
doch niemand ihr entgeht.
Denn wie ein Schatten folgt sie dir auf deinem ganzen Lebensweg.
Der eine glaubt sie schon gelöst - bevor sie ist gestellt.
Der andere hat sie schon gelöst - glaubt an den Sinn der Welt.
Doch mancher läuft davon, sucht ein Entrinnen -
ruhelos ist er, sie wird ihn immer finden.
Unbarmherzig ist der Kampf, kennt kein Erbarmen -
Leben oder Sterben?
Groß ist des Schicksals Macht -
Dienen oder Herrschen?
Verzweifle nicht, fliehe aus der Nacht -
du musst ertragen, was ist für dich bestimmt,
musst deine Lösung finden.
Denn dann bist du zufrieden
und kannst vor dir und Gott bestehen.*

Natürlich fand ich keine Antwort auf meine vielen Fragen, mein Unterbewusstsein gab sein Geheimnis noch nicht preis – und ich vergaß alle meine Fragen nach dem Warum.

Ich bin nicht verrückt

Ich liebte meinen künftigen Mann, nur das zählte für mich. Ich erinnere mich, dass ich einmal zu ihm sagte, mein Vater sei nicht immer gut zu mir gewesen. Seine Antwort war, dass mein Vater sehr krank gewesen war. Diese Erklärung war logisch und ich nahm sie an. Welche andere hätte es geben sollen? Dennoch spürte ich, dass das nicht stimmte.

Über die Tatsache, dass ich keine Jungfrau mehr war, war ich innerlich schockiert – gleichzeitig aber auch nicht. Ich konnte mir das nicht erklären. Ich hatte zuvor mit keinem anderen Mann geschlafen, das wusste ich doch! An eine Verletzung durch einen Unfall oder Sportunfall während meiner Schulzeit konnte ich mich auch nicht erinnern. Da ich aber ganz sicher noch nie mit einem Mann geschlafen hatte, musste es wohl so gewesen sein. Wahrscheinlich hatte ich es nicht bemerkt oder vergessen. Damit war auch dieses Thema erledigt.

Nach Heirat und Wegzug aus meiner Heimat ging es mir nicht gut. Mir war vorher nicht bewusst gewesen, was mich erwarten würde, ich war nicht darauf vorbereitet. Voller Freude war ich in dieses gemeinsame Leben gestartet. Ich hatte meine Großfamilie, meinen Beruf, Freunde und vieles andere, was mir wichtig war, zurückgelassen. Nun war ich schwanger und den ganzen Tag allein in einer fremden Stadt mit fremden Menschen.

Nach der Geburt meines Sohnes brauchte ich ein gutes Jahr, um mich von einer lebensbedrohlichen Situation nach dem Kaiserschnitt zu erholen. Sechs Jahre später kam meine Tochter zur Welt. Es folgte der Hausbau. Es begann eine Zeit, die vom Gefühl her nicht »in Ordnung« war, wenn auch nicht ersichtlich war, wieso. Nach einer gemeinsamen Therapie lief es zwar in der Beziehung wieder besser. Aber die darauffolgenden Jahre wurden für mich und auch insgesamt für die Beziehung immer belastender.

Immer wieder analysierte ich mein Leben: Ich hatte einen Mann, der mich liebte, zwei gesunde Kinder, ein Haus und einen Beruf. Ich hatte in meiner neuen Heimat nun Freunde und Bekannte, war Mitglied in einem Konzertchor, engagierte mich ehrenamtlich in meiner Pfarrei. Ich hätte doch glücklich sein müssen – aber ich war es nicht. Stattdessen verlor sich dieses Gefühl »Glücklichsein« immer mehr.

Ich liebte meinen Mann und meine Kinder, das wusste ich, aber wieso »fühlte« ich diese Liebe nicht mehr so tief in mir? Wieso war da so viel anderes, das ich nicht benennen, nicht greifen und nicht ändern konnte? Ich fühlte mich oft allein, war traurig, ohne zu wissen, warum. Auch wenn ich glaubte, dass es mir gut ging, tat es das nicht – und ich verstand nicht, wieso das so war.

»Bin ich vielleicht verrückt?«, fragte ich mich, denn so, wie es war, war es nicht normal. Wieso ist es so und wieso kann ich daran nichts ändern? In dieser Not wandte ich mich an eine Psychologin. Nach unserem ersten Gespräch verließ ich die Praxis, innerlich hüpfend wie ein kleines Kind. »Bin ich verrückt?« Diese Frage hatte ich an sie gestellt – entschieden hatte sie das verneint.

Dass ich diese Frage schon einmal als 13-Jährige einem Psychiater gestellt hatte, daran erinnerte ich mich erst viel später. Aber das Gefühl, als meine Therapeutin sagte, dass ich nicht verrückt sei, war das gleiche wie damals: Große Erleichterung, dass mir ein kompetenter Mensch bestätigte, dass ich nicht verrückt war.

Ich liebte meinen Mann und meine Kinder, aber wieso »fühlte« ich diese Liebe nicht tief in mir?

Der Abschied von meiner Mutter

Nach meinen ersten Gesprächen mit der Therapeutin begannen mein Mann und ich eine Paartherapie. Etwa zum gleichen Zeitpunkt wurde bei meiner Mutter Krebs diagnostiziert. Anfang 1996 wurde sie operiert, aber die Krankheit war so weit fortgeschritten, dass sie keine wirkliche Überlebenschance hatte. Im Laufe der darauffolgenden sechs Wochen fuhr ich fast jedes Wochenende zu ihr. Nach einer zweiten Operation lag sie einige Wochen auf der

Intensivstation. Ich konnte nicht mit ihr sprechen, sondern wortlos in einem stummen Dialog einfach nur da sein.

Jedes Mal wenn sie aus ihrem Dämmerzustand erwachte, stand das blanke Entsetzen in ihren Augen. Puls, Blutdruck und Atemfrequenz schnellten in die Höhe – die gesamte Ärzteschaft stand vor einem Rätsel. Heute weiß ich, dass zu diesem Zeitpunkt alles, was auch sie nach dem Tod ihres Mannes, meines Vaters, verdrängen musste, gnadenlos aus ihrem Unterbewusstsein nach oben kam. Sie war durch Medikamente ruhiggestellt und schmerzfrei, doch innerlich in einem Ausnahmezustand.

Und sie weinte. Ich selbst habe meine Mutter nur zweimal weinen sehen: einmal während meiner Kindheit und dann, als ich zu Hause auszog und sie sich von mir verabschiedete. In ihren Tränen war mehr als der Schmerz eines Abschiedes, es waren viele ungesagte Worte. Jetzt weinte sie oft, wenn sie aus ihrem Dämmerzustand aufwachte. Das machte mich sehr traurig – es war die Trauer meines Unterbewusstseins. Es war der Schmerz meiner 13 vergessenen Jahre und es war ihr Schmerz, verbunden mit dem Wissen, dass keiner der anderen diese Traurigkeit lindern konnte.

Bei meinen Besuchen durfte ich sie eine Stunde täglich auf der Intensivstation sehen – eine von 24 Stunden eines langen Tages. Den Rest des Tages war sie allein mit ihrer Angst, ihrer Traurigkeit, dem Wissen von damals. Doch jedes Mal verließ ich meine Mutter in dem Wissen, dass sie nicht sterben würde.

Nach einem Anruf Ende Februar, dass sich ihr Zustand sehr verschlechtert habe, machte ich mich mit dem nächsten Zug das letzte Mal auf den Weg zu ihr. Ich musste relativ bald umsteigen, irrte auf einmal durch die Abteile und fand meinen reservierten Platz nicht. Ich war innerlich unruhig, ohne den Grund zu wissen. Doch dann war dieser Zustand vorbei, so schnell und plötzlich, wie er gekommen war. Ich war ruhig und empfand einen tiefen

inneren Frieden. Durch einen Anruf in der Klinik erfuhr ich, dass meine Mutter genau zu der Uhrzeit gestorben war, als ich im ICE umherirrte.

Spät am Abend war ich in der Klinik, um als letztes ihrer Kinder Abschied von ihr zu nehmen. Als ich allein das Zimmer betrat, wusste ich, dass ihre Seele noch anwesend war. Ich fühlte es. Sie hatte auf mich gewartet. Ich streichelte ihre Wange und legte meine Hand auf ihre Schulter. Ihr Körper war warm wie immer und ich sagte zu ihr: »Ich vergebe dir«, um im gleichen Augenblick über meine eigenen Worte zu erschrecken. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass mein Mund diese Worte »selbstständig« sprach – was sollte ich ihr vergeben?

Doch bevor ich darüber weiter nachdenken konnte, wusste ich schon nicht mehr, was ich gerade gesagt hatte. Die Erinnerung daran kam erst etwa ein Jahr später wieder in mein Bewusstsein. Einige Minuten lang nahm ich einfach nur Abschied. Ich war erfüllt von einem tiefen Frieden und war innerlich sehr ruhig. In dem Moment fühlte ich nicht den tiefen Schmerz und die Traurigkeit über ihren Tod, sondern ich spürte eine tiefe Zufriedenheit und Dankbarkeit.

Nachdem meine Geschwister und ich gemeinsam noch ein letztes Mal Abschied von unserer Mutter genommen hatten, verließen wir das Zimmer. Es war mittlerweile ein kaltes Totenzimmer geworden. Meine Mutter war gegangen, ihre Seele hatte den Körper verlassen, zurück blieb nur ihr toter, kalter Körper. Doch ich wusste, dass sie ins Licht gegangen war und es ihr dort gut ging.

**Ich sagte zu ihr: »Ich ver-
gebe dir«, und erschrak im
gleichen Augenblick über
meine eigenen Worte.**